

Oliver Hardt, dessen Fernseh-Dokumentation „Black Deutschland“ vor einem Monat erstmals auf arte ausgestrahlt wurde, hat sich als Filmemacher mit der Situation schwarzer Deutscher beschäftigt. Im Rahmen des Symposiums „Territorium und kulturelle Identität – Schwarze Diaspora in den Amerikas und in Europa“ (Goethe-Forum München) wird er unter anderem mit dem englischen Soziologen Paul Gilroy sowie dem ehemaligen Minister für Kultur und Frankophonie Jaques Toubon über Gemeinsamkeiten und Differenzen der schwarzen Diaspora diskutieren.

SZ: Sie nehmen mit „Black Deutschland“ das vermeintliche Gegensatzpaar schwarz und deutsch unter die Lupe...

Hardt: Bei meinem Film hat mich interessiert, wie Bilder und Gegenbilder, Lebensentwürfe und ihre medialen Spiegelungen sich gegenseitig bedingen und beeinflussen. Und wie sich daraus eine gesellschaftliche Realität formt, in der uralte Klischees und Zuschreibungen fortbestehen, und zwar ganz unabhängig von guten oder bösen Absichten. Und natürlich geht es um die Frage, inwieweit es in einer sich als weiß definierenden Gesellschaft überhaupt möglich ist, nicht rassistisch zu sein.

SZ: Sie vermeiden dabei tunlichst den Begriff „afrodeutsch“...

Hardt: Warum kann ich nicht einfach Deutscher sein? Ich habe einen afrikanischen Vater, aber sonst mit Afrika nicht allzu viel gemein. Meine Kultur, meine Erziehung und mein Pass sind deutsch. Ich habe in Giessen Theaterwissenschaften studiert, in Frankfurt am Theater am Turm Regie geführt, mehrere Monate als Gast der Wooster Group in New York gelebt. Die Zuschreibung afrodeutsch aber würde nur einen anachronistischen Ursprungsmythos festigen. Auch deshalb spielt die Benennungsfrage eine große Rolle in meinem Film: Wer hat das Recht zu benennen, gibt es das richtige Wort?

SZ: Aber steckte im „afrodeutsch“ nicht auch die Suche nach Gemeinsamkeiten und Verbindungen mit den Afroamerikanern?

Hardt: Dieser Begriff aus den 80er Jahren hatte durchaus seinen Sinn, um die damals noch absurde Vorstellung, dass jemand schwarz und deutsch sein kann, zu konterkarieren. Und es war eine Möglichkeit, sich als Minderheit selbst einen Namen zu geben – in Abgrenzung zu hierzulande immer noch populären Begriffen wie Neger oder Farbiger.

SZ: Darf man die schwarzen Deutschen denn überhaupt als eine Einheit sehen?

Hardt: Ich fühle mich schwarzen Menschen, wo sie mir auch begegnen, generell stark verbunden. Allerdings hängt das vom Kontext ab. Wie die meisten Schwarzen im Deutschland der 60er und 70er Jahre bin ich in einem komplett weißen Umfeld aufgewachsen. Den einzigen medialen Anknüpfungspunkt bot damals Roberto Blanco. Heute ist das Fernsehen voll mit schwarzen Moderatoren, Schauspielern und Sängern. Neben der Identitätssuche spielt auch die Suche nach einer Gemeinschaft – wie etwa der Initiative Schwarzer Deutscher – eine Rolle, wenn man sich in seinem Umfeld nicht zu Hause fühlt. Man darf die gemeinsame Hautfarbe allerdings nicht überbewerten: Schwarze Amerikaner, Afrikaner und schwarze Deutsche, die in der selben Stadt leben, sind gesellschaftlich und kulturell oft weit voneinander entfernt. Die hegen gegeneinander oft die selben Vorurteile wie ein Deutscher gegenüber einem Afrikaner – mit den selben Ausschlussmechanismen.

SZ: Lassen sich die Erfahrungen etwa schwarzer Franzosen, Amerikaner und Deutscher überhaupt miteinander vergleichen?

Hardt: In Deutschland gibt es, anders als das in Frankreich bei den Vorstadt-Unruhen sichtbar wurde, keine sozial definierbare Gruppe von Schwarzen. In Frankreich stellen sie, bedingt auch durch die Kolonialgeschichte, einen Teil einer unterprivilegierten Gruppe dar. Schwarze Deutsche dagegen sind viel gleichmäßiger in allen Schichten vertreten. Hier gab es nie diese Migration kompletter Familien, schwarze Deutsche hatten bis vor kurzem meist eine weiße deutsche Mutter. Deswegen sehe ich, außer auf der ganz banalen alltäglichen Ebene der Vorurteile und Rassismen, wenig Anknüpfungspunkte. Hierzulande fehlt auch das Bewusstsein, dass Schwarze schon seit Ende des 19. Jahrhunderts zur eigenen Geschichte dazugehören.

SZ: Sie denken an schwarze Künstler, die sich im großstädtischen Milieu verdingten?

Hardt: Ursprünglich waren Afrikaner aus den Kolonien gekommen, um hier eine Ausbildung zu machen – doch dann wurden sie in den 20er Jahren vom regulären Arbeitsmarkt immer mehr abgedrängt, und auf bestimmte Bereiche festgelegt: Musik, Tanz, Unterhaltung. Daher auch die Klischees, die sich bis heute etwa in Fernsehfilmen halten. Hier spielen ganz unbewusste koloniale Echos eine Rolle....

SZ: ... die sich manchmal auch in falschen positiven Zuschreibungen niederschlagen?

Hardt: Natürlich, was für eine Enttäuschung, wenn man nicht gut tanzen, schnell laufen und fantastisch singen kann! Jeder der als Schwarzer in Deutschland aufgewachsen ist hat starke Antennen für Sprache und eine bestimmte Form von sozialem Verhalten entwickelt. Im angelsächsischen Bereich läuft ja seit längerem ein Diskurs über „Whiteness“: Wer setzt die Norm? Und warum? Diese Diskussion steckt in Deutschland noch in ihren Anfängen.

Erschienen am 13. März 2006 in der Süddeutschen Zeitung

Interview: Jonathan Fischer